

E méra nu pa din l abandúg.
Adschüa nu fóre dai tschagring.
Lu själ e la tära e la forsa ä téu. Amen!

Vater des Himmels.
Deinen Namen müssen wir anflehen.
Deine Herrlichkeit komme zu uns.
Das was Du willst, müssen wir tun auf dieser Welt wie
im Himmel.
Gib uns unser Brot heute wie alle Tage.
Denke nicht an unsere Sünden, wie wir vergeben unsern
Nächsten.
Und führe uns nicht in die Verlassenheit.
Hilf uns heraus aus dem Kummer.
Der Himmel und die Erde und die Kraft ist Dein. Amen!

Dazwischen einige der Flurnamen aus Neuhengstett:

li golét	die Hälslein
la klapiera	der Steinhaufen
la kurtlinja	die kurze Strecke
la grantpursjung	der lange Teilacker
lu pra de vel	die Kalbswiese
la tära rusa	die rote Erde

Und schließlich noch einen zusammenhängenden
Prosatext:

L am pasá a mee d oktobr lu rei ero a nu. Nu l avian
kuvjá k a vange a notro groso fáto; e pöi al a dit la
peire pa äsre.
Ma al a parmatü ka vri üra vee e piljá ün parél lüok;
ampertut a peja pa naa.
Koli d li autri lüok vangésan poi si lu vrian parlá. Al ä
pü vangü. Ke dschurn nu li sun aná angkuntro.
A no durá la mang. Vint sei tschariot vrian deréire.
La korda ä rut a ün d si katre kavál. A se areschtá
dran la gleiso.
N äara dschant eiki d li weltschi lüok.
Apräa al ä aná din la gleiso e nu sum arturná reire.
Eikeng an akmangsá a tschantá; üra filjo d üro veevo li
a dit ün parél versät ke li an fait dschoi.
Sundscherai a so k ai vit anká a mi veljio. Si belo koso
vererai dschame mai ding notre virádsche.

Im vergangenen Jahr, Mitte Oktober war der König bei
uns. Wir hatten ihn eingeladen, er solle zu unsrem gro-
ßen Fest kommen; und dann hat er gesagt, das könne
nicht sein.

Aber er hat versprochen, daß er einmal komme und
einen solchen (Waldenser)ort mitnehme. Aber jetzt (?)
könne er nicht gehn.

Die aus den andern Orten sollten dann kommen, wenn
sie ihn sprechen wollten. Er ist dann gekommen. An
dem Tag sind wir ihm entgegengegangen.

Er hat uns die Hand gegeben. 26 Wagen kamen hinter-
drein. Der Strick ist gebrochen bei einem seiner vier
Pferde. Er hat vor der Kirche angehalten.

Es sind Leute dagewesen von den welschen Orten.

Dann ist er in die Kirche gegangen, und wir sind hinter-
dreingegangen. Einige haben angefangen zu singen; eine
Tochter einer Witwe hat ihm ein paar so Verslein vor-
gesagt, die ihm Freude gemacht haben.

Ich werde an das, was ich gesehen habe, noch in meinen
alten Tagen denken. So etwas Schönes werde ich nie
mehr sehen in unsrem Dorf.

Zwischen den einzelnen Waldenser-Ortschaften be-
standen kleine, aber bezeichnende Unterschiede in
der Lautgestaltung und der Wortwahl ihrer welschen
Mundart, so wie das auch bei uns innerhalb des
Schwäbischen üblich ist. Aber das beschäftigt eigent-
lich nur den Sprachforscher. Wir begnügen uns hier
mit der Anführung der Proben, wie sie in allen Wal-
denserorten verstanden würden, wenn dort immer
nur noch Waldenser wohnen würden und wenn –
ja, wenn deren heutige Generation nicht inzwischen,
was die Sprache anlangt, völlig in unsrem Volkstum
aufgegangen wäre!

Ein kleines Kapitel Dorfsprache

„Guten Morgen! Fleißig?“ – „So, machet Ihr Holz?“
„Grüß Gott, sind Sie über Land gewesen? Ja heute ist
es das erste Mal schön warm“... Wer kennt ihn nicht
aus eigener Erfahrung, den G r u ß, wie er auf dem
Dorfe üblich ist und wie er – im Unterschied zur kar-
gen Gebärde, zum flüchtigen, raschen Höflichkeitsaus-
tausch im städtischen Verkehr – durch den behaglichen,
traulichen Z u s a t z sich kennzeichnet? Und drängt die
Arbeit noch so sehr, man nimmt sich doch so viel Zeit,
einen Augenblick wenigstens beim Anblick des anderen
zu verweilen und auf sein Geschäft, seine Situation mit
drei, vier freundlichen Worten einzugehen. So hat man's
eh und je gehalten, das gehört sich, entspricht dem Her-
kommen, dem guten Ton, wenn man auf dem Lande
lebt. Wer in der Stadt aufgewachsen ist, muß sich erst
daran gewöhnen, es „lernen“, und hin und wieder kom-
men dabei dann ganz drollige Dinge heraus. So wird
uns z. B. von einer jungen Pfarrfrau erzählt, die von
einer dorferfahrenen Freundin über die Wichtigkeit des
erweiterten Grußes belehrt, ihrem Nachbarn
auf dem Weg zu seinem Baumgarten begegnet und ihn
dann ganz vorschriftsmäßig und unter Hinweis auf seine
nicht zu übersehende und nicht zu verschweigende
Tätigkeit anredet: „Grüß Gott, Herr Müller. So, tun
Sie eine Leiter tragen?“ Das ist sicher brav gemeint,
wenn auch etwas zu mechanisch übersetzt. Sei's drum.
Die Geschichte ist zum mindesten hübsch erfunden und
mag manchem unter uns den Abstand zeigen, der ihn
von der Welt des Dorfes trennt, von ihrem Geist, wie
er kräftig in der Sprache waltet. Dr. R. Zinser, Baiers-
bronn, ein Schüler K. Bohnenbergers, teilte eine charak-

teristische Abwandlung des Dorfgrußes mit. Er wird in der Herrenberger Gegend dahin verkürzt, daß auf das lakonische „Au(ch)“ prompt nur das „Jo“ des Angeredeten folgt.

Dieser Gruß, von dem wir ausgegangen sind, er ist ja nur ein besonders geläufiges und zugängliches Beispiel für eine viel umfassendere Erscheinung, die nämlich, wie das ganze Sprechen des dörflichen Menschen noch fest geprägt ist – wir deuteten es schon an – vom Herkommen, von der Überlieferung, wie es einem alten, inneren Gesetz gehorcht, ja nicht selten ein geradezu stilisiertes Antlitz zeigt. Ein Lehrer, der in irgendeiner Gemeinde des Hohenloherlandes in den Bauernhäusern reihum seinen Antrittsbesuch macht, wird überall mit der gleichen Frage empfangen: „So, hewwescho(n) ei(n)gwohnt?“ und bei der weihnachtlichen Verlosung im Gesangverein wiederholt sich Jahr für Jahr der Scherz, wenn der Vertrauensmann die Nummern dem Säckchen entnimmt, eine Niete herauszieht und unter Spannung verkündet: „Gewinn Nummer – Null!“ Und jedesmal lachen alle Anwesenden und freuen sich über den spaßigen Einfall!

Ist das alles aber nun nicht ein Zeichen von Armseligkeit, zeugt es nicht von einem wenig entwickelten und – gegliederten Seelenleben, verrät einen Mangel an Eigentum, an „Individualität“, an persönlicher Ausdrucks- und Aussagekraft, wenn die Sprache so ins Formelhafte zusammenschrumpft, und sich der dörfliche Mensch bei jeder passenden Gelegenheit der schon vorrätigen Vorstellungen und Begriffe bedient?

Da schreibt ein vierzehnjähriger Bub oder ein halbwüchsiges Mädchen die bekannten Patenbriefe – Götterbriefe heißen sie im Alemannischen –, um mit sauberer Schütterschrift auf schönem Papier, figürlich oder geometrisch reich verziert, die Anverwandten zum Ehrentag der Kommunion oder Konfirmation einzuladen. Wir kennen sie ja wohl aus eigener Anschauung, diese Schnörkel und Blumen. Nicht bloß im gemalten Ornament, sondern auch in der Sprache selber. „Höchst unkindlich!“, urteilt der gebildete Leser. „Wie kann man heute noch so steif und altväterlich schreiben, es zu lassen, daß Vokabeln konserviert werden, aus denen längst jedes Leben entflohen ist! Da ist auch nicht die geringste Spur von dem zu entdecken, was das Kind selber erlebt hat, wie es sich in seiner Weise mit der gelehrten Wahrheit auseinandersetzt. Droht hier nicht die Gefahr, daß das Kind zur Phrase erzogen wird? Jeder Satz ist schon festgelegt, jede Wendung, nach Muster und Schablone gemacht, verstößt in ihrem Schwulst, in ihrer zopfigen Lächerlichkeit nicht allein gegen den guten Geschmack, sondern vor allem auch gegen das Gebot der Wahrhaftigkeit.“

Müssen uns solche Einwände nicht einleuchten? Ja, müssen wir nicht als nüchterne und unvoreingenommene, in der Schule der Psychologie erzogene Menschen über diesen strittigen Einzelfall hinaus zu der Feststellung

gelangen, daß die ganze Volkssprache – das Volkssprechen überhaupt – zur Denkfaulheit verleite, seelische Organe abstumpfe oder doch zum mindesten den Mut lähme, auch im sprachlichen Ausdruck auf eigenen Füßen zu stehen?

Und doch will uns scheinen, als ob diese Deutungen alle verfehlt seien. Schon im Ansatz. Ob es sich nämlich um die Volkssprache handelt oder um die Volksdichtung, um die Tracht, die Bräuche, das Recht, die Frömmigkeit, kurz um die mannigfaltigen Äußerungen der Volksseele, – das Einzelne erschließt sich uns nur, wenn es als Teil eines Ganzen gesehen wird, wenn wir es eingliedern in den Organismus, in einem Beziehungszusammenhang erkennen und würdigen. Wie manche Entsprechung ließe sich nur etwa in den beiden Bereichen ‚Volkssprache‘ und ‚Volkskunst‘ entdecken. Gewiß, es lohnte sich, dem Zug zur Stilisierung hier und dort ein wenig nachzuspüren.

Freilich, diese geschlossene, festgefügte, einheitliche Volkswelt ist schon lange und heftig bedroht und in einer gewissen Auflösung begriffen. Das sieht jeder und muß es sehen. Allein es fragt sich doch – und damit kehren wir zurück zu unsrem besonderen Gedankengang –, ob nicht eben etwa das, was wir auf volkssprachlichem Gebiet noch beobachten können, darauf hinweist, daß es immer noch eine starke Macht und geheime Mitte im bäuerlichen Leben gibt: die Macht der Sitte.

„Sprache erscheint als Sitte“ (Dünninger). Von diesem scheinbar so einfachen Satz aus werden wir weiterkommen und alsbald gewahr werden, daß im bäuerlichen Gruß, im Patenbrief, in der Sentenz, in der ganzen vom Vater und Großvater vererbten dörflichen Sprache, in ihrem Wort- und Weisheitsschatz, in ihrem Stil das eigene Leben nicht erstarrt, sondern im Gegenteil lebendig bleibt und sich von Geschlecht zu Geschlecht erneuert. Das Persönliche, das Subjektive, oder wie immer man hier sagen will, ist geborgen in der schützenden und hegenden Hülle der Gemeinschaft und der Überlieferung. Dieses „stilisierte“ Sprechen, diese Sparsamkeit auch in der sprachlichen Gebärde, sie vertragen sich doch ganz wohl mit einem reichen, von mannigfaltigen Regungen des Gemütes bewegten Innenleben, dessen Geheimnis nicht preisgibt, wer noch etwas auf sich hält. Auch die eigenwillige Persönlichkeit, der Kauz, fügt sich meist ohne Not in das Dorf und die Sitte ein. Daß sich gerade auf dem Lande unter der Herrschaft, um nicht zu sagen, unter dem Zwang der Sitte die ausgeprägtesten Originale finden, daß sich die Bauern und Dorfhandwerker trotz ihrem gemeinsamen Vokabular so kräftig voneinander unterscheiden, daß sich hier die Forderung erfüllt „keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere“ (Lagarde) – ich glaube: hier haben wir es mit einem Phänomen zu tun, das außerordentlich gewichtig ist, wensschon vielleicht auch zugegeben werden muß, daß in der Gegenwart und

jüngsten Vergangenheit sich ein folgenschwerer Wandel vollzieht.

„Sprache erscheint als Sitte“. Wenn wir diese Erkenntnis festhalten, dann haben wir zugleich auch vor einem Mißverständnis zu warnen, das u. E. nicht so ganz unbedenklich ist. Es wurde schon da und dort einmal gefragt, was denn für ein Unterschied bestehe zwischen dieser formelhaften, scheinbar unpersönlichen Dorfsprache und etwa der Redemanier, wie sie sich bei einem Großstadtjungen findet. – „Nicht drängeln, Fräulein! Glauben Sie denn nicht, daß mein Sauerkohl gerade so kalt wird wie der Ihre?“ „Hören Sie, mal, junger Mann, ich kann mir auch nicht jeden Sonnabend neue Pedale kaufen“. Usw. Sind es nicht die alten, typischen „Sprüche“, die uns Herr Schnaase und Genossen bei jeder U-Bahnfahrt mit unfehlbarer Sicherheit wieder vorsetzen, die uns schon Ludwig Thoma in seinen scharfgezeichneten Schilderungen zusammengebündelt hat? Man wolle uns recht verstehen. Wir wollen beileibe nicht eine Kluft zwischen Stadt und Land aufreißen. Auch in Berlin oder Hamburg oder in Köln gibt es nicht bloß einen „Jargon“, ein abgeschliffenes, verwaschenes Sprachleben mit allen Merkmalen des Niedergangs und des Zerfalls, ein Reden nach dem Vorbild des Plakats, des Reklamereißers. Auch dort lassen sich noch urwüchsige „Volksmenschen“, echte, unverwechselbare „Volksschläge“ antreffen. Auch dort vernehmen wir noch die nie versiegende Quelle des Volkswitzes, mag auch sein Bau, seine Pointe jeweils anders sein als im Dorf. Und doch wird es gut sein, von Fall zu Fall dem Rate Martin Luthers zu folgen und den Leuten „aufs Maul zu sehen“. Ist es der glatte oder der schwere Mund, der spricht? Die leichte Manier, die das Wort formt, nein, heraussprudelt, oder die durch das Herkommen gehaltene, gezügelte Art, dem andern zu begegnen? Das sind denn doch Unterschiede, nicht weniger bedeutsame als der zwischen Mode und Tracht. Das dörfliche Wort ist ein Stück Tracht („Sprachkleid“), beharrender noch und greifbarer als das Kleid, in dem sich Stadt und Land zusehends mehr angeglichen haben, und das uns nur noch in Trachtenresten oder auf Trachteninseln entgegentritt.

Jedenfalls empfiehlt es sich, im Vergleichen behutsamer zu sein und mit den Begriffen „rückständig“ und „primitiv“ tunlich zurückzuhalten. Haben doch einzelne Forscher, um noch ein eindrückliches Beispiel jener „anderen“ Deutung heranzuziehen, für unser Gefühl allzumunter die Grenzen verwischt, den nämlichen oder einen ähnlichen Vorgang konstatierend, wenn ein alter Bauer die Zeichen +C+M+B am Dreikönigstag auf die Türe schreibt oder der moderne Autofahrer eine Maskotte an seinen „Wagen“ hängt. Natürlich – das Vergleichen ist wichtig und nötig zum Erkennen. Aber auch zum Erkennen des Besonderen, Eigenen, Unvergleichbaren. Nicht zuletzt auch bei der Dorfsprache und ihrem keuschen „gesitteten“ Wesen.

Dieter Narr

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

III. Verkehr

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln I, II, IX, X, XII, XIV, XV, XVII, XVIII)

Der Verkehr dient nicht allein dazu, Güter und Waren zu befördern, sondern auch dazu, Menschen und Menschenmassen zu bewegen, zu verschieben, sie zusammen- und auseinanderzubringen. Ihm kommt daher in hohem Maß eine gemeinschaftsbildende Kraft zu, die in ihren mannigfaltigen Äußerungen wertvolle Beobachtungen zuläßt.

Der Verkehr innerhalb der Siedlungen. In der Stadt unterscheiden sich deutlich die Wohnstraßen von den Straßen des Orts- und Durchgangsverkehrs. In den einen sammeln sich spielende Kinder, auf den anderen fluten geschäftliches Leben und Verkehr mit allen Begleit- und Folgeerscheinungen. Dazu kommen städtische Marktstraßen und Marktplätze sowie Straßen, in denen die auswärtigen Fuhrleute (heute vielfach Omnibusfahrer) einstellen. Wirtshäuser und Parkplätze vervollständigen das äußere Bild. Auch im Dorf lassen sich Unterschiede aufzeigen; in langen Straßendörfern gruppiert sich das Volksleben anders als in geschlossenen Siedlungen mit zentralem Wegesystem; der Dorfplatz spielt je nach dem eine andere Rolle. Welche Veränderungen aber mögen eingetreten sein, seit die Umgehungsstraße den Ort nicht mehr berührt?

Für den Verkehr innerhalb der Markung hat die Fernstraße keine allzu große Bedeutung. In der bäuerlichen Siedlung ist er gekennzeichnet durch den Weg des Bauern zu seinem Feld. Wie liegen diese Wege vor und nach der Flurbereinigung und welche Entfernungen sind im einen oder anderen Fall zu bewältigen? Diese Fragen sind nicht ohne Einfluß auf den Menschen und seinen Tageslauf, auf Wirtschaftsform und Ertragsverhältnisse.

In der Stadt ist es der Verkehr von und zum Arbeitsplatz, der bestimmte Verkehrsmittel, bestimmte Verkehrsrichtungen und -wege und verschiedene Verkehrszeiten benützt. Im Umkreis der Stadt spielen neben den Verkehrswegen Promenade- und Panoramawege eine Rolle.

All diese Dinge interessieren nicht nur in ihrer gegenständlichen Art, sondern vor allem in ihrer Beziehung zum Menschen und zu seinem volkstümlichen Leben und Treiben.

Der Verkehr zur Stadt. Wie eine Spinne im Netz liegt die Marktstadt im Wegenetz ihres Einzugsgebiets oder die Industriestadt im Verkehrsnetz ihres Wirtschaftsraums. Mit welchen Wegen und Verkehrsmitteln ist ein Dorf mit der Kreis-